



In Stade liegt der futuristisch anmutende Schlafwürfel auf dem Gelände des SUP-Clubs direkt am Ufer.

Fotos Scholl/ Albus

# Eine Nacht im Schlafwürfel

Kein Bett im Kornfeld, sondern ein weißer Kubus im Holzhafen – das ist die Schlafstätte für eine Nacht von TAGEBLATT-Mitarbeiterin Laura Albus. Diese außergewöhnliche Übernachtung wird ihr wohl noch lange in Erinnerung bleiben.

Etwas verwunschen liegt es da, umgeben von hohen Gräsern und Bäumen: das Sleeperoo. Mit gepackter Tasche stehe ich davor und staune: In meiner Vorstellung war der Schlafwürfel deutlich kleiner. Ich öffne den Reißverschluss zu meinem Schlafplatz für eine Nacht.

Es ist 18 Uhr. Ein kühler Wind bläst durch den Netzstoff an der Sleeperoo-Wand, und mit jedem Windstoß steigen meine Zweifel. Hier im Holzhafen auf dem Gelände des Stand-up-Paddel-Clubs werde ich also übernachten, bei mäßig gutem Wetter – quasi in freier Natur.

Die naturnahe Geräuschkulisse besteht zum jetzigen Zeitpunkt aus einer monotonen Masse aus Autos und Lkw, die auf dem Salztorswall direkt hinter meinem Bett fahren. Den Feierabendverkehr erlebe ich live mit, während ich auf dem Bett sitze und auf das Wasser starre.

Auf 1,60 mal 2 Metern bietet der weiße Schlafwürfel ähnlich wie ein Zelt Raum für zwei Erwachsene. Front- und Seitenwände sind transparent, ebenso ein Teil des Dachs. Ausgestattet ist der Kubus mit etwas Stauraum am Kopfende, einer großen Matratze sowie Decken und Kissen. Mit dabei: eine stromsparende LED-Beleuchtung und ein Sicht- und Wetterschutz. Wer mag, lässt die Rollos oben, sie lassen sich aber auch schließen. Die Bodenfläche besteht nahezu ausschließlich aus Matratze, lediglich auf ei-

nem wenige Zentimeter breiten Brett rechts und links kann gestanden werden.

Es wird ruhiger, und langsam komme ich auch innerlich in meinem Schlafwürfel an. Es ist 19 Uhr, und ich liege auf dem Bett. Ich bin müde. Es fällt mir schwer, einfach mal nichts zu machen und nichts zu denken. Der Alltag ist so sehr auf Effizienz ausgerichtet, da fühlt sich ein freier Abend mitten in der Woche irgendwie merkwürdig angenehm an. Ein Mofa fährt dröhnend am anderen Ufer auf der Salztorscontrescarpe entlang und holt mich aus meinen Gedanken. 21, 22, 23, zähle ich. Der Lärm hält noch lange nach, und ich bin erstaunt, wie laut so ein kleines Mofa ist. Im Alltag ist es eine Lärmquelle von vielen, jetzt fällt es auf. Der Wind wird stärker. Mit zwei Handgriffen verschließe ich das Panoramafenster an der Frontseite und verkrieche mich unter der Bettdecke.

Wandern als Trendsport und möglichst viel Individualismus. In diese Sparte

passt das Konzept des Sleeperoos perfekt. Und auch im Landkreis Stade boomt der Tourismus, das belegen die steigenden Übernachtungszahlen: Während im Jahr 2009 insgesamt 370 000 Übernachtungen gezählt wurden, waren es im vergangenen Jahr knapp 470 000. Nicht erfasst von der Statistik werden private Übernachtungsmöglichkeiten wie Airbnb, daher wird die absolute Zahl etwa doppelt so hoch geschätzt. Das Sleeperoo ist ein Teil dieser individualisierten Reiseform.

Es raschelt im Gebüsch rechts neben mir, und ich ahne Böses.



Der Ausblick aus dem Sleeperoo auf den Burggraben.

Doch es sind zwei friedlich aussehende Leute, die sich auf dem Nachbargrundstück umschaun. Ich bewege mich und bin fasziniert von meiner Unsichtbarkeit. Obwohl dieser weiße Würfel so außergewöhnlich aussieht, wird er nicht wahrgenommen – und wie ich darin sitze erst recht nicht. Kurz überlege ich, auf mich aufmerksam zu machen und etwas zu sagen, entscheide mich aber dann doch dagegen und höre den beiden interessiert noch eine Weile zu.

Ich öffne den Pappkarton mit der Aufschrift Chillbox, in dem Getränke und Snacks stecken sollen. Die Chillbox hatte ich mir eher wie eine fest installierte Minibar vorgestellt. Stattdessen trenne ich nun die Öffnungslasche mit einem lauten „Ratsch“ ab. Ich bin positiv überrascht. „Deine Chillbox wurde liebevoll gepackt von Anna“ steht auf dem Pergamentpapier, in das die Snacks eingehüllt sind. Enthalten sind Saft und Wasser, eine kleine Flasche Rotwein, Ohrenstöpsel und mehrere Snacks wie Popcorn, Blättchen aus Fruchtpüree und Maischips. Keine Mahlzeit, aber das schreibt Sleeperoo auch ausdrücklich auf seiner Internetseite, über die die Nacht gebucht wird.

Mit einem Pappbecher und dem Rotwein mache ich es mir um 21 Uhr auf den Bänken vor dem Sleeperoo gemütlich. Mein Ziel: Natur in der Stadt wahrnehmen. Ich versuche, Vögel anhand ihres Gesangs zu erkennen.

Nachdem ich außer einer Amsel, einer Schwalbe und einem Enten-Paar ziemlich erfolglos war, beschließe ich keine fünf Minuten später, dass Vogelgesang eher etwas für Ornithologen ist. Stattdessen beobachte ich den Angler an der anderen Uferseite, der tatsächlich einen Fisch an Land zieht.

Während die Schatten auf dem Wasser mit aufziehender Dunkelheit immer weiter verschwimmen, ziehe ich mich zurück auf das Bett. Von den versprochenen Sternen ist leider nichts zu sehen: Eine dicke Wolkenschicht verhindert jegliche Aussicht auf den Großen Wagen.

„Es ist ein besonderer Ort und lässt den Gast den Ort erleben“, erklärt Gründerin Karen Löhnert: „Unsere Kernzielgruppe sind Städter, die mal aussteigen wollen für einen Moment.“ Sie verweist auf die zahlreichen Hamburger, die das Alte Land als Tagesausflugsziel erreichen. Das waren im vergangenen Jahr 8,4 Millionen, vorwiegend aus der Metropolregion Hamburg. Ein beachtlicher Markt also, den Löhnert mit Sleeperoo erobern will. „LOHAS“ werde die Zielgruppe im Marketing genannt, erklärt Löhnert. Das stehe für Lifestyles of Health and Sustainability, also Menschen mit einem gesunden und nachhaltigen Lebensstil.

Die Matratze ist überraschend bequem, stelle ich fest, kurz bevor ich einschlafe. Mit einem liebevollen „Röööööööö“ werde ich geweckt. Ein Blick auf die Uhr: Es ist sieben Uhr früh. Meine ornithologischen Kenntnisse gehen Richtung null, aber das lärmintensive Geräusch erkenne ich sofort: Ein Mitarbeiter der Stadt geht pflichtbewusst seiner Arbeit mit einem Laubbläser nach und beseitigt den Gehweg zum Burggraben von Blütenstaub und Dreck. Ein Glück, dass es hier keinen Spiegel gibt. Ich fühle mich dezent gerädert und setze kurzerhand den Laubbläser auf Platz 1 der meistgehassten Gegenstände, direkt gefolgt von meinem Wecker auf Platz 2.

Frank Tinnemeyer von der Stade Marketing und Tourismus GmbH und Stefanie Scholl vom Tourismusverband Stade, zuständig für das überregionale Marketing der Urlaubsregion, haben den Schlafwürfel an den Burggraben geholt mit dem Ziel, die Stadt Stade als Touristenort am Wasser bekannter zu machen. Ein weiterer Schlafwürfel steht auf dem Obsthof Lefers direkt in einer Apfelplantage. Die Preise für eine Übernachtung liegen dort ebenso bei 90 Euro pro Nacht während der Woche, 180 Euro am Wochenende. Kein günstiger Spaß, aber es soll ja auch ein Event sein.

Mein Fazit nach dieser definitiv außergewöhnlichen Nacht: Die Idee, an außergewöhnlichen Orten zu übernachten, finde ich sehr ansprechend. Während Wildcampen in Deutschland überall untersagt ist, kommt man mit dem Sleeperoo an spannende Orte. Ob der Stader Holzhafen für Menschen wie mich, die die Natur suchen, geeignet ist? Eher nicht. Für Sportler hingegen mit Kajak oder Stand-up-Board könnte das Sleeperoo in Stade der perfekte Übernachtungsort nach einem anstrengenden Tag auf dem Wasser sein. Ich jedoch werde in Zukunft wohl mal ein Sleeperoo fernab befestigter Straßen testen.

## Sleeperoo-Infos

Aktuell gibt es 17 Standorte, an denen eine Übernachtung möglich ist. Im Landkreis Stade sind das der Stader Holzhafen sowie der Obsthof Lefers in Jork. Eine Übernachtung kostet werktags 90 Euro, am Wochenende 180 Euro. Weitere Infos im Internet.

[www.sleeperoo.de](http://www.sleeperoo.de)  
[www.urlaubsregion-altesland.de](http://www.urlaubsregion-altesland.de)

## TAGEBLATT INTERN

Zugeben, auf

die Adresse sind wir schon ein wenig stolz: [www.tageblatt.de](http://www.tageblatt.de), darunter finden Internetnutzer seit nunmehr 20 Jahren Nachrichten aus der Region. Und es gibt eine Frage, die uns immer wieder gestellt wird: Warum hat ausgerechnet das TAGEBLATT im Landkreis Stade die Adresse [tageblatt.de](http://tageblatt.de), wo doch größere Zeitungen in Göttingen, Flensburg und Bielefeld ebenfalls Tageblatt heißen?

Die Antwort darauf trägt einen Namen: Frank Braukmeier. Der war Mitte der Neunzigerjahre Geschäftsführer der Firma Wizard Computersysteme in Bremervörde. Braukmeier glaubte an den Erfolg des Internets, sicherte sich die Domain [tageblatt.de](http://tageblatt.de) und ging auf den Zeitungsverlag Krause zu, in dem das TAGEBLATT erscheint. Sein Vorschlag: Das TAGEBLATT sollte online gehen, die passende Internetadresse hatte er ja.

Die Verlagsbosse begegneten Braukmeiers Idee reserviert – vorsichtig ausgedrückt. Nicht etwa, weil sie ihm misstrauten. Aber im Hause TAGEBLATT wurde, wie damals bei vielen Zeitungen, im Internet die Todesgrube der gedruckten Zeitung gesehen. Es bedurfte viel Überzeugungsarbeit, bis die Stader Verlagsleitung grünes Licht für das Projekt Website gab.

Am 1. Juli 1998 war es dann so weit, [www.tageblatt.de](http://www.tageblatt.de) ging online. Um die Zeitung nicht zu gefährden, wurden online keine vollständigen Artikel veröffentlicht. Stattdessen gab es jeden Tag ein Dutzend Meldungen, bestehend aus drei bis vier Sätzen. TAGEBLATT online war damals eher ein Newsticker. Die Seite verzeichnete im Schnitt etwa 5000 Aufrufe – pro Monat. Heute sind es 25 000 am Tag.

Was hat sich in den vergangenen 20 Jahren bei TAGEBLATT online noch geändert? Eigentlich alles. Heute sind nicht nur alle Berichte aus der Zeitung online verfügbar, sondern auch diverse Artikel, die es nur im Netz gibt. Wie unsere Serie zu 20 Jahren TAGEBLATT online, in der wir multimedial die wichtigsten Nachrichten eines jeden Jahres von 1998 bis heute aufbereitet haben. Zu vielen Ereignissen gibt es heutzutage Videoclips, was 1998 allein schon wegen der geringen Übertragungsraten unvorstellbar war.

Vor allem aber wird TAGEBLATT online intern nicht mehr als Konkurrenz zur Zeitung angesehen, sondern als eine multimediale Marke, die unverzichtbar geworden ist. Auch daran zu erkennen, dass die Online-Kollegen heute an zentraler Position in der Redaktion sitzen. 1998 wurde die erste Internet-Verantwortliche ganz schnell in einen anderen Gebäudetrakt abgeschoben.

Birger Hamann

Mit kleinen Kindern durch die Stadt zu fahren ist anstrengend. Aber die Mühe lohnt sich – bis sie dich irgendwann mit deinen eigenen Waffen schlagen.

Kürzlich habe gesehen, wie meine Tochter auf ihrem Mountainbike freihändig und selbstvergessen durch die Fußgängerzone fuhr. Das sah entspannt aus, bis sie unvermittelt ihr Tempo steigerte und schnurstracks auf zwei riesige Müllcontainer zusteuerte. Ich wollte gerade „Halt“ schreien, als sie per Hüftschwung elegant an den Containern vorbeizog. Puh, ich verdrehte innerlich die Augen und war froh, dass sie inzwischen elf Jahre alt ist und nicht mehr fünf. Damals haben Mülltonnen sie magisch angezogen. Immer wieder ist sie nach der Kita mit Karacho mitten in die leeren Tonnen gedonnert. Platz genug hatte sie auf dem Gehweg. Sie hatte nur beim Fahren geträumt.

Keine Frage, für uns als begeisterte Radfahrer war es großartig, als unsere Kleinen endlich auf ihren winzigen Rädchen saßen und wie verrückt in die Pedale traten. Kinder auf Fahrrädern sind Lebensfreude pur. Aber sie sind auch schnell und unberechenbar. Damals habe ich ständig die Umgebung gescannt nach Pkw, die aus Ausfahrten schießen oder Autotüren, die unvermittelt geöffnet werden.

## Gast-Kolumne zum Wochenende: Über Radfahren mit Kindern



Von Andrea Reidl

Auch die Knirpse brachten mich mit ihren Lenkerschlenkern, Träumereien und unvermittelten Richtungswechseln zum Schwitzen und oft zum Schieben. Denn wenn sie mal wieder ohne zu stoppen über Ampeln rasten oder an Kreuzungen nicht nach rechts und links blickten, mussten sie absteigen und eine Weile schieben. Das war lästig, aber es hat sich gelohnt. Bereits in der Grundschule waren sie verkehrssicher und konnten allein zur Schule oder zu Freunden radeln. Die Kommentare anderer Eltern reichten von „Rabenmutter“ bis hin zu „du bist aber mutig“. Ich war beides nicht. Ich wusste: Sie können das.

# Waghalsige Zweirad-Manöver

Inzwischen sind die beiden täglich auf ihren Rennrädern oder Mountainbikes unterwegs. Also alles richtig gemacht? Mitnichten. Die beiden sind schlimmer als je zuvor. Die Stadt ist ihr Spielplatz. Mein Sohn (16) fährt fast immer freihändig, stets am Anschlag, hat Kopfhörer in den Ohren und trägt keinen Helm.

Neulich traf ich ihn im Regen an der Ampel. Kaum war es grün, sah ich nur noch das Rücklicht seines Rennrads. Ich weiß, er ist schneller als ich. Aber an diesem Tag hatte ich so gute Laune, ich wollte ihn unbedingt einholen. Zugegeben, mit meinem Testrad – einem E-Bike mit 20 Zoll großen Fat-

bike-Rädern – war das aussichtslos. Dennoch trat ich bis zum Anschlag. Meine Chance war eine Abkürzung. Ich fuhr den Haken und sah ihn. Ich trat stärker, bog auf die Brücke ein und lag Sekundenbruchteile später auf der Nase.

Sofort stand mein Sohn vor mir und fragte: „Hast du dir weh getan?“ Ich: „Geht so.“ Er: „Die Holzbrücke ist nass total rutschig, aber wenigstens hast du einen Helm auf.“ Dann grinste er noch breiter: „Besser, du schiebst jetzt ein Stück.“ Ich weiß genau, woran er dachte. Natürlich habe ich nicht geschoben. Schließlich bin ich eine souveräne, verantwortungsbewusste Radfahrerin, wie alle übrigen Familienmitglieder inzwischen ebenfalls – jedenfalls meistens.

Die Autorin ist freie Journalistin mit Schwerpunkt Verkehr und nachhaltige Mobilität. Seit 2014 ist Reidl Mitglied im Beirat Radverkehr des Bundesverkehrsministeriums. Sie schreibt unter anderem für „Zeit online“ und die „Wirtschaftswoche“.

An dieser Stelle schreiben jeden Sonnabend Autoren aus der Region zu einem von ihnen selbst gewählten Thema. Im Autoren-Pool sind Christian Poppe, Dieter Hünerkoch, Heiko Tornow, Udo Muras, Dr. Karl-Heinz Betz, Christiane Oppermann, Andrea Reidl und Teja Adams.